



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

∴ Italienische Reisebriefe des Grafen Geßler an Christian Gottfried Körner.
5.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu wagen. Aber die Erkenntnis, wie weit das Leiden bereits gediehen ist, mahnt nur um so dringender an die Notwendigkeit der gründlichen Heilung. Die Heilung aber, die ich allein für möglich halte, beruht am wenigsten auf einem kurzen Universalrezept, einer neu erfundenen Wunderkur, sondern sie besteht ihrem Wesen nach in der sittlich-religiösen Regeneration der ganzen Nation und ihrer einzelnen Glieder. An das Individuum, an des einzelnen Menschen Herz appellirt diese Heilmethode; soll sie aber wirksam werden, so müssen die großen und kleinen sozialen Gemeinschaften sich ganz und gar ihrer Förderung widmen und mit gewissenhafter Aufmerksamkeit alles vermeiden, was geeignet ist, die Nation und ihre Glieder falschen Zielen nachjagen oder über nebensächlicher Zuthat die Hauptsache vergessen zu lassen. Nicht den bekenntnisstarren Wunderglauben soll die Kirche, nicht die Allmacht seiner Gesetze der Staat, nicht die Unfehlbarkeit seiner Satzungen soll der Verein als Panacee hinstellen, sonst kann das „praktische Christentum“ nimmermehr die Herrschaft gewinnen in den Herzen von Reich und Arm, welche allein die Kluft, die beide kennt, zu überbrücken imstande ist.

Wir werden die Armut nicht beseitigen durch immer mächtigere Produktion materieller Güter, wir werden die „Enterbten der Gesellschaft“ nicht zur Zufriedenheit führen durch gesetzliche Garantien eines Rechts auf das vermeintlich ihnen vorenthaltene materielle Erbe; Armut und Unzufriedenheit werden bleiben, so lange Menschen die Erde bewohnen. Aber die besondere Krankheit und Gefahr unser Tage können und müssen wir überwinden, wenn der Reiche wieder dem Armen helfen lernt ohne Bettelpflege und Armenpflege mit dem Wohlthun, welches den Geber ehrt, ohne den Empfänger zu schänden, mit der christlichen Mildthätigkeit, welche die Linke nicht wissen läßt, was die Rechte thut.



Italienische Reisebriefe des Grafen Gehler an Christian Gottfried Körner. *)

5.

Rom d. 19. Novbr. 1796.

Ich bin igt wieder einmal allein. Senfft ist nach Neapel gereiset, wohin eine unwiderstehliche Neugierde ihn schon lange trieb. Das römische Klima ist mir

*) Herr von Böper macht uns darauf aufmerksam, daß in dem zweiten und dritten unsrer Briefe sich ein paar Lesefehler eingeschlichen haben dürften: im zweiten müsse es wohl anstatt Val Lugano heißen Val Sugana (das „bekannte“ Suganer Thal sei gemeint), und im dritten sei für Graf Redern Graf Nedern einzusetzen (der „bekannte“ Direktor der schlesischen Bergwerke). Beide Vermutungen sind richtig. Indeß sind wir wenigstens betreffs der zweiten Stelle unschuldig, denn Redern steht groß und deutlich im Original.

gelinde genug, und da es immer noch ungewiß ist, ob Neapel Friede gemacht hat, mag ich auf den Fall, daß es keinen gemacht, nicht wieder hin. In die Banlieue der Stadt eingesperrt zu sein, nicht einmal an die Orte hinzudürfen, die man aus seinem Fenster sieht, macht mir Langeweile. Hier kann ich thun und treiben, was ich will; jeder Tag wird mir durch einen neuen Lebensgenuß interessant.

Lieber Freund, Rom werde ich jeden Tag meines Lebens bedauern. Kein Ort vereinigt so viele Sachen, die das Leben angenehm machen können: die größte Freiheit für Schreiben, Reden, Handeln, kein Hof, kein Publikum, von Governo gerade nur so viel, daß die öffentliche Sicherheit erhalten wird. Bis zu dem Raffinement, die Menschen einzuschränken, damit sie von ihrer Freiheit nicht etwa einen üblen Gebrauch machen mögen, hat man es hier noch nicht gebracht. Man hat es auch nicht nöthig. Die nordische Unbändigkeit fehlt dem ganzen animalischen Theil der Schöpfung. Feine Organe, die leicht zu rühren, einer schnellen Abwechslung fähig sind. Der Hang zum Vergnügen, zum Nichtsthun sogar, giebt ein leichtes Mittel an die Hand, eine üble Stimmung beim Publikum zum Besten zu kehren. In dem alten Rom stellte man Umgänge, öffentliche Gebete und dergleichen an, wenn eine üble Nachricht das Volk afficirte. Hier singt alles: Viva Madonna o chi la cred bis in die späte Nacht. Es hängen an mehreren hundert Häusern Madonnenbilder, mehr und weniger schön geziert, denen man, bald dieser bald jener, eine Fete giebt. Das Haus, an dem das Bild hängt, die benachbarten Häuser, die halbe Straße oft, wird erleuchtet, und Chöre, worin viel Kinder sind (denen man mit dem Vallen gleich die leichten Weisen der Hymnen auf die Mutter Gottes lehrt), stimmen das auf- und niedergehende Volk zu einer gedankenlosen Andacht. Will eine fixe Idee, Theurung der Lebensmittel, Krieg, irgend eine Bedrückung des Gouvernements noch nicht weichen, so geschehen Wunder. Marienbilder blinzeln mit den Augen, die miracoli werden die Neuigkeit des Tages, und — die wahre Neuigkeit des Tages ist vergessen. Aber so wie auch der nordische unbiegsame Starrsinn kein Fehler dieses leichtsinnigen Völkchens ist, so fehlt ihnen auch die Treue, die Anhänglichkeit, mit der wir Nordländer uns über dem vergessen, dem wir uns hingeben. Egoismus ist der hervorstechende Zug des italienischen Charakters. Es ist einmal angenommen, daß niemand etwas anders als um feinewillen thut. Raum dankt Ihnen der Bettler, weil er weiß, daß Sie ihm nur um den Himmel zu gewinnen Almosen reichen. Hervorstechender ist dieser Zug bei den Weibern, die jede Empfindung dem Motiv des Nutzens untergeordnet haben. So viel Deutsche ich hier finde, alle klagen, daß sie den freundschaftlichen Umgang vermissen, den sie in ihrem Vaterlande fanden. Sie sind verheirathet, aber das hilft ihnen nichts. Sie werden sagen, daß dies geradezu dem Roman der neuern und der Geschichte der alten Zeit widerspricht. Freilich, aber ist es so. Es wird alles so hübsch flau, allgemein, form- und charakterlos, aber correct und probemäßig. Nur die Natur ist die alte.

Heute haben wir noch so warmes Wetter wie bei uns Ende Mai. Es wittert alle Tage. Nichts ist schöner als von der hochgelegenen Villa Medici die Gewitter nach den frascatanischen, tivolischen Gebirgen und der Sabina ziehen zu sehen. Diese Gebirge fangen sanft vom Meerhorizont an, den man sehr schön von jeder Anhöhe hier sehen kann. Schon länger als acht Tage liegen sie voll Schnee und zeigen uns lebhaft den Contrast unsers Glücks und Ihres Glends.

Lieber Freund, wenn ich Sie mit Ihrer Familie herzaubern könnte, wir wollten suchen, uns auf ein halbes Duzend Jahre Beschäftigung zu machen. Schiller zöge mit uns. Goethe käme ab und zu. Wie wollten wir [uns] die paar Jahre, bis

unser Haupthaar ganz weiß ist, noch über das Beste freuen, was der Himmel hervorgebracht hat!

Eine seltsame Feierlichkeit habe ich leztthin [in] der Kirche della morte gesehen. In allen Kirchen werden um diese Zeit Katafalken aufgerichtet und die Gemüther durch Leichengepränge mit religiöser Todesfurcht erfüllt. In einer aber sind zwei Säle, zu denen man eine Treppe hinuntersteigt, mit lauter Todtenknochen decorirt. Der Fond der Wand ist mit Wirbelbeinen benagelt, darin sind von großen und kleinen Knöchelchen Zierraten angebracht, grinsende Schädel gruppiert zc. Die Kronleuchter sind von lauter kleinen Knochen, so wie Sie sie von Muschelschalen gesehen haben. Das alles ist schön beleuchtet. Alles geht hin, sieht, wie die diesjährige Decoration gerathen ist, und opfert etwas für die armen Seelen im Fegefeuer. Zum Unglück erfuhr ich es erst den lezten Abend und mußte ein paar Damen hinbegleiten, denen da ekelte; ich könnte Ihnen sonst dieses Ameublement genauer beschreiben. Wie finden Sie z. B. in jeder Ecke des Zimmers eine hohe Pyramide von Schädeln, die Gesichter nach außen gekehrt?

Eben erhalte ich aus Neapel Ihren Brief vom 1. Oct. Sie müssen nunmehr schon meine römischen Briefe alle erhalten haben, und ich hoffe alle Tage auf Antworten von Ihnen. Ist an Wielands Attischem Museum etwas? Wenn es nur wie der 66er Rheinwein den Transport lohnt, so schicken Sie mir's immer, sowie den Emmerling,*) 2ter Theil, Reinhold Symbolum**) zc., aber ja nach Rom. Heyne in Göttingen hat ja einen großen Ärger an den aesthetischen Briefen und erklärt den ganzen metaphysischen Theil für eiteln Wortschwall und eine Manier, leichte und klare Sachen verwirrt und schwer vorzustellen. Doch das unter uns. Wie kommt denn die Gräfin Münster an das Reinhold'sche Symbolum? Ist's mit R. so weit, daß er sich bei den Weibern einschmeicheln muß, so wird er wohl bald wie Freund Lavater nur noch von hysterischen Fürstinnen besucht werden. Was machen Sie denn mit Elisa?***) Mit großem Verlangen erwarte ich etwas von Ihnen.

Mein Kram von Kupferstichen, Bildern zc. mehrt sich. Ich bekomme ein schönes Bild von Hackert, eins von Denis und Rehberg. Ein schöner Claude oder ein paar werden fürtrefflich für mich copirt. Schwefelabgüsse, Pasten häufen sich. Es fehlt mir nur ein Ort unweit Dresden, wo ich die Sachen hinstellen kann. Mit Rödnitz†) wird es nichts, und wenn Sie in der erwähnten Gegend etwas haben, so fangen Sie immer die negociations an.

Man glaubt auch hier, daß es Hirt an Kunstgefühl, aber nicht an Kunstkenntniß fehlt. Freilich kann wohl ein römischer Antiquar nicht wie ein in Dresden geborner und erzogener Galleriecustode sprechen. Es erweitert sich das Feld der Kunst hier so, daß man sich auswärts nicht gut einen Begriff davon machen kann. Allein wenn Hirt wirklich so despectirlich von der Venus gesprochen hat, so soll er zur Strafe die F. v. D. behalten. Er hält sich ohngefähr von der Statur des

*) Ludwig August Emmerlings Lehrbuch der Mineralogie. 3 Theile. Gießen, 1793 bis 1797.

**) Karl Leonhard Reinhold, bis 1794 Professor in Jena, dann in Kiel. Welche Schrift von ihm mag gemeint sein?

***) Elisa v. d. Rede, deren Schwester die im zweiten Briefe (S. 439) erwähnte Herzogin [von Kurland] war.

†) Rittergut Roethniz bei Dresden, bekannt durch Windelmann, der dort 1748 bis 1754 Bibliothekar des Grafen von Bünau war.

Apolls und läßt sich auch wohl darüber heraus. Etwas anmaßlich ist er in seinen Urtheilen. Dafür ist er aber ein großer Mann, der dem Apoll ähnlich sieht.

Liebes Dörchen, wenn Sie ganz vollkommen und fertig zeichnen, schicken Sie uns Ihren Meister. Er muß nach Rom, und wenn er sich her betteln sollte. Wenn er nur etwas wie ein Gott und nicht so ganz wie eine Maske ausfähe,*) vielleicht schickte ihn eine Fürstin nach Rom.

Sagen Sie von Senffts Excursion nach Neapel nichts, lieber Körner; wenn aus einem kleinen Curs über ägyptische Antiquität nichts wird, so gehe ich ihm vielleicht bald nach. Es ist hier ein Däne, namens Zuega (sie), der seit 10 Jahren sich mit dieser merkwürdigen Kenntniß beschäftigt und von dem ich etwas zu lernen suchen werde. Werner**) wird einen großen Verdruß haben. Von zwei Obelisken, den größten und ältesten Roms, hat man gefunden, daß sie nicht aus Feldspat und Hornblende, sondern aus Feldspat und Glimmer bestehen, so daß Werners Nachricht von dem Syenites falsch zu sein scheint und man ihm unrichtige Exemplare gebracht haben mag.

Liebe Minna, wie leben Sie denn? Daß Sie und die Kinder wohl sind, freut mich. Sie reisen doch mit nach Italien, wenn wir alle herkommen? Wären Sie nur jetzt hier und spazierten mit uns unter grünen Bäumen im warmen Sonnenschein! Italien wäre das gelobte Land, wenn Sie hier wären bei

Ihrem Freunde
Gessler.

6.

Rom d. 7. April 1797.

So unwahrscheinlich es auch ist, daß dieser Brief in Ihre Hände kommen wird, weil die neuen Siege der Franzosen Italien von Deutschland abgeschnitten haben, so schreibe ich Ihnen doch und werde Ihnen alle acht Tage schreiben, bis endlich ein Brief in unser unglückliches Vaterland schleichen wird. Wir erfahren nichts, was Sie machen. Ihr letzter Brief ist vom 21. Febr.

Hier fange ich mit einer völlig hergestellten Gesundheit wieder an zu genießen. Die Witterung wird leidlich. Der Frühling, zwar noch mitunter regnet und kühl, zeigt sich doch schon an den frühern Bäumen und dem prächtigen Grün der Wiesen. Mit allem dem hat er mich nicht so gefreut als in Deutschland; denn der schnelle Übergang vom Schneewetter auf warmen Sonnenschein, vom allgemeinen Erstarren der Natur auf Entwicklung, Reimen und Blühen über, neben und unter Ihnen fehlt hier gänzlich. Die vielen immergrünen Bäume, Lorbeer, Myrthe, Pantoffelholz, Eiche u. verderben mir die interessante Frühlingsscene, mit eins Leben in der ganzen Natur ausgegossen zu sehen. Feigen, Wein, Maulbeerbaum sind noch unscheinbare dürre Reiser, während daß ihre Nachbarn schon grünen. Der Frühling wird Ihnen in Stückchen zugetheilt, und noch habe [ich] in Rom keine so schöne Gartenpartie gesehen, als ich deren mehrere in Leipzig weiß.***)

*) Vgl. das Selbstporträt vor der kürzlich von Muther herausgegebenen Biographie Graffs (Leipzig, Seemann, 1881.)

**) Abraham Gottlob Werner, damals Inspektor bei der Bergakademie in Freiberg.

***) Eine Anzahl Leipziger Privatgärten, vor allen der von dem Rathsherrn Caspar Bode angelegte Großbofsche und der Reichelsche Garten, werden in den Leipziger Adreßkalendern jener Zeit neben den Bibliotheken, den Kunst- und Naturaliensammlungen unter den „Merkwürdigkeiten“ der Stadt aufgeführt.

Meine Gypsachen werden wohl das Beste sein, was ich mitbringen kann. Die schönsten Köpfe suche ich iht zusammen, etwa 50 an der Zahl. Schwefelabgüsse von geschnittenen Steinen, Glaspasten u. s. w., Kupferstiche von merkwürdigen Gegenständen, etliche Bilder werden uns auf eine Zeit Beschäftigung und Genuß geben.

Wenn Sie nicht wären, ich wäre ganz in Rom geblieben; so behaglich finde ich mich hier. Unbeschränkt, unbeobachtet, kann ich für wenig Geld mehr Freude kaufen als in irgend einem Winkel der Erden. Nichts ist mir verboten, Convenienz, die Tyrannin unseres lieben Vaterlandes, ist ein hier unbekanntes Gespenst. Der hat die Freiheit nicht gekannt, der nicht in Rom gelebt hat. Alles, was zum Leben gehört, wissenschaftliche Genüsse und Kunstgenuß haben Sie hier, eines reichlich, von dem andern im Überfluß. Hauptsächlich aber die unbeschränkste Freiheit, Ihr Geld und Ihre Zeit anzuwenden, wie es Ihnen gefällt. Kein Hof, keine gesellschaftliche Verbindung verkümmern Ihnen eine Stunde oder einen Thaler. Sie können leben, mit wem Sie wollen und wie es Ihnen gutdünkt. Daß die Menschen so leicht das Vortreffliche verkennen, so viele Narren in Florenz, Neapel u. sich ansiedeln und nur Antiquitätenkrämer in Rom weilen, kein gescheuter Mensch, Joseph Poniatowsky*) ausgenommen, der aber auch vielleicht iht in Rußland bleibt.

Was Sie mir von Carls langsamer Ausbildung schreiben, ist mir lieb, besonders da ich hier lauter sehr kluge Kinder und äußerst mittelmäßige Männer sehe. Nirgend ist es so wahr als hier, daß der große Moment ein erbärmlich kleines Geschlecht**) traf. So erbärmlich, wie keins ist. Schillers Wort „ein Lump“ ist für die Römer ausschließlich gemacht.

In acht Tagen schreibe ich Ihnen mehr. Meine lieben M. u. D. grüßen Sie herzlich! Sepia, Biefter, Olivenharz ist eingekauft; ich bringe es mit. Wenn? weiß ich noch nicht, aber spätestens im August umarmt Sie

Ihr Freund G.

Adresse:

A Monsieur

Monsieur Körner

Conseiller aux appels au service

de Msgr. l'Electeur de Saxe

à

Dresde.

7.

Rom d. 14. Juni 1797.

Endlich, lieber Freund, habe ich 3 Briefe — vom 12. April und vom 24. März, der mit dem vom 8. Mai zugleich gekommen ist —, auf die ich gewartet habe wie auf den Augenblick, da ich Sie und M. u. D. wiedersehen werde. Ein Geschäft, das ich noch beenden muß, hält mich höchstens drei Wochen auf; hernach reise ich, ohne mich sonderlich aufzuhalten, in mein Vaterland. So schön Italien, so schön mein Mädchen ist, kann ich doch nicht länger ohne meinen Freunden (sic)

*) Der später in den napoleonischen Kriegen berühmt gewordene Feldherr, der nach der Schlacht bei Leipzig beim Rückzuge der Franzosen im Elsterflusse seinen Tod fand.

**) Dasselbe Schillersche Xenion zitiert Gessler auch in einem seiner Briefe an Frau von Wolzogen.

leben, und ich habe nie lebhafter gefühlt, daß für mich nur ein Glück ist. Ihr letzter Brief fand mich in dem Arm eines der schönsten Mädchen Roms — und seit dem Augenblick, da ich ihn erhielt, packt Weinschenk mit großer Eil. Ich habe den gefährlichen Versuch gemacht, an einem köstlichen Mahl zu schmelzen, alles, was Phantasie und Wirklichkeit reizendes hat, zu genießen, mich an dem lieblichen Sonnenschein meines Nachsommers zu wärmen und endlich aus der zusammenschlagenden Falle einer weiblichen Umarmung mich herauszuwickeln, sobald ich es wollte. Ich bin jetzt gewiß, daß mich nichts beherrscht, als die edelste, reinste Liebe für euch, meine einzigen Freunde. Ohne euch kann ich nur halb, nur mit euch kann ich ganz leben.

Der Seekrieg hindert mich, etwas von meinen Gypssachen wegzuschicken. Keine Neutralität-Flagge wird respectirt, und zu Wasser wie zu Lande gilt nur das Recht des Stärkern. Gepackt sind schon viele meiner Sachen. Die fehlenden Köpfe kaufe ich künftige Woche, lasse sie gleich packen, und dann warten sie die große Begebenheit ab, daß das stolze Britannien sich auch wie das übrige Europa vor der dreifarbigigen Cocarde beugt.

Senfft ist den ersten Mai abgereist, und noch habe ich von ihm keine andere Nachricht, als daß er, Briefen von seinem Banquier aus Neapel zufolge, sein Portefeuille verloren, gleichwohl seine Reise nach Dresden fortgesetzt habe. Der Banquier aus Neapel warnt den hiesigen, auf die in dem verlorenen Portefeuille enthaltenen Wechsel nichts zu bezahlen. Nach meiner Rückkehr von einer Villeggiatur, die etwa 4 Wochen gedauert hatte, fand ich keine Briefe von Senfft, hörte allerlei Gerede von erschlagenen Reisenden in Volsena und anderwärts, und habe einigemal das Fieber vor Angst gehabt. Wenn mir S. halb so viel Freude auf unserer Reise gemacht, als er mir jetzt Angst verursacht hat, so wollte ich ihm gern seine Nachlässigkeit verzeihen. Ich will mich vor dem Varenführen künftig in Acht nehmen. Hat man in Neapel, wo sein Mädchen ist, keine Nachricht von ihm bekommen, so kann ich mich in Dresden nicht mehr sehen lassen. Ein solches Abenteuer fehlte mir noch. Wenn er, so Gott will, noch lebt, wünsche ich ihm in seinem Ehestande so viel Glück, als es mir Unruhe gemacht hat. Von dem, was ich Ihnen über seine kleine Braut gesagt habe, kann nichts abgehen. Gutmüthigkeit, Häuslichkeit, ausgezeichnetes Talent zum Schreiben und zur Musik zeichnen sie noch mehr als ihr niedliches Gesichtchen aus. Sie spricht sehr fertig französisch, deutsch, englisch und italienisch, ich habe kein Frauenzimmer flüchtiger die Feder führen sehen, und alles, was ich von ihren Billets und Briefen gesehen habe, ist sehr artig gewendet. Ich habe sie genau beobachtet und würde, wenn ich nur 15 Jahre jünger wäre, sie selbst geheirathet haben.

Für Dora bringe ich ein paar brave Köpfe mit, die sie zu Hause ruhig copiren kann. Neapolitanische Volksliederchen wollen wir bei sicilianischem Wein singen, und wenn gleich mein römisches Mädchen oft in meinem Kopfe den Kobold spielen dürfte, wollen wir doch des bißchen Lebens genießen, das uns der Himmel geschenkt hat. Der Himmel weiß, wie lange es dauern wird, mich dünkt, das tausendjährige Reich bricht mit Macht herein.

Kommen uns in Italien die Sachen nur so gefährlich vor, oder sind Sie durch die allmählich hereinkommende Gefahr sicher gemacht, mich dünkt, Ihnen ist nicht so lange wie mir. Goethe thut wohl, herzukommen, um dies große Narrenhaus zu sehen; aber Humboldts Frau sollte zu Hause bleiben, denn so ganz ruhig laufen die Umwälzungen doch nicht immer ab, und es müßte wunderbar zugehen, wenn hier ein Stein auf dem andern bliebe.

Von den Anomalien der neapolitanischen Regierung habe ich Ihnen schon einmal geschrieben. Canelos^{*)} verlangt ißt Actons^{**)} Entfernung, die Ausschließung der Königin aus dem Staatsrath und die Freilassung der um Meinungen willen gefangen gesetzten. Sehr embarassant ist hier, daß die Gefangnen nicht ihr Gefängniß verlassen wollen, sondern Gerechtigkeit fordern.

In Rom hat man den nominalen Werth des Geldes um 30 Procent erhöht. Man überschwemmt das Publicum mit Zettelgeld, das etwa 50 Procent nach dem alten Werth des Geldes steht. Izt schlägt man Kupfergeld, das nicht den 5ten Theil des wahren Werthes hat, leidet dabei, daß die Geldjuden es verstecken und mit 25 Procent Profit dem Armen, der es zum täglichen Gebrauch nöthig hat, verkaufen. Der Nepot des Papst (sic) führt durch Rom Getreide aus, und die päpstliche Kammer muß theures und schlechtes Getreide aus Sicilien kommen lassen, weil Noth um Brod in den benachbarten Orten ist. Izt kauft er alle Seide auf; mit dem schon theuren Öl (das hier ein unentbehrliches Condiment ist) hat er zum auswärtigen Debit ein gleiches gethan. Dies schändliche Raubthier ist unermesslich reich, aber er schindet immer noch mehr zusammen und wird eben dadurch um Leben und alles kommen. Noch singt der Pöbel vor den sich immer mehrenden Marienbildern in den Straßen *Evviva Maria e chi la cred*, aber es sind gemiethte oder Kinderstimmen. Ein „Der Herr segne euch“ des Oberhofpredigers^{***)} wird mit größerer Andacht empfangen, als ißt der Segen des Papstes am Peters- oder Charfreitag. Das Gebäude knackt, seine Grundfesten sind erschüttert; wenn es stürzt, muß es ganz zusammenfallen. Ein merkwürdiges Phänomen ist es für einen Mann, dieses Riesengebäude fallen zu sehen, aber seine Frau muß man nicht herbringen, weil sie einen an dem ruhigen Beobachten hindert.

Gaudot und Puschkin haben beide Unrecht, einander zu verlassen. Sie waren einander nöthig wie Gellerts Blinder und Lahmer. Große und gute Gesellschaft ist G. Bedürfniß, und was Puschkin brauchte, guten Rath, konnte ihm G. besser als einander (sic) geben. Mich dünkt, Sie haben in meinem Freund Muthwillen für Härte angesehen und seinen Egoismus zu hart beurtheilt. Sein Herz ist gut, aber seine Grundsätze sind falsch; mindestens folgt er meist seinem Herzen.

Verändert werden Sie mich etwas finden. Ich hoffe, gesünder, unbefangener, heiterer, auch weniger irascibel. Sollte sich dies letzte finden, wollen wirs gleich Hedenus^{†)} klagen. Die Leute mißfallen mir immermehr als jemals, und meine wenigen Freunde werden mir um desto lieber. Der Mensch als Kunstwerk betrachtet interessirt mich allerdings, aber ich habe mich von meinen Pedanterien doch nicht ganz losgesagt, ohnerachtet ich den Damens, denen ich den Hof mache, zwar nicht, wie M. einmal bemerkte, die Zeit mit elektrischen Experimenten vertreibe. Ich spiele, wie Hamlet sagt, den Narren nur in meinem Hause. Der Zirkel meiner Empfindungen hat sich erweitert, meine Jovialität hat sich vermehrt, ich fühle, ich werde glücklicher bei euch, meine Lieben, sein als vormals. Was Sie mir geben können, finde ich nirgends, und ich fühle, ich kann es nicht entbehren. Die Idee, uns das Haus, wo Sie wohnen, zuzueignen, gefällt mir recht wohl; nur sehe ich

^{*)} Der französische General Canelaux — der „bekannte“, würde Herr v Löper sagen.

^{**)} Der einflußreiche englische Gesandte am neapolitanischen Hofe — der „bekannte“, würde Herr von Löper wieder sagen.

^{***)} Franz Volkmar Reinhard in Dresden.

^{†)} Hofrat Hedenus, Arzt in Dresden, wird auch in den Briefen an Frau von Wolzogen erwähnt.

dabei Angelegenheit für Sie und deshalb Unmöglichkeit in der Ausführung dieses Plans.

Vorgestern war das Frohnleichnamsfest hier, an dem sämtliche hiesige Ordenspfrassen in Proceßion wandeln. Mich dünkt, der Autor des verlorenen Paradieses muß diese Feierlichkeit gesehen haben. Den Beschluß machen mehrere 100 Abbates, meist Schuhknechte und anderer Pöbel, die sich schwarze Kleider borgen, um Cortege zu machen und die Fackel zu verdienen, die sie zu dieser Ceremonie bekommen. Wenn sie von dem umherstehenden Pöbel gekannt werden, grüßt man sie mit dem *Ks Ks*, wie man die Hunde zusammenheßt. So verträgt sich bei diesem leichtsinnigen Volk religiöser Fanatismus und Mord, Verspottung ehrwürdiger Geheimnisse und Respekt für Altfanzereien. Eben der Fackin, der bei der Proceßion zischt und pfeift, geht kein Marienbild mit dem Hut auf dem Kopf vorbei.

Liebe Minna, in 8 Wochen singen wir zur Guitarre, wobei uns Dora accompagnirt, denn die Malerei muß uns nicht in die Quere kommen. E. u. E. küsse ich herzlich. Es freut sich doch von Ihnen allen keins so auf mich, wie ich mich auf das Fest, meine Freunde wiederzusehen.

Wenn doch Senfft in Dresden wäre!

Gessler.

Nach Gesslers Rückkehr aus Italien stellte sich in jeder Beziehung das alte Verhältnis wieder her. Gessler lebte abwechselnd in Dresden und auf seinen Gütern bei Reichenbach in Schlesien, blieb aber nach wie vor der treue und auch unentbehrliche Freund des Körnerschen Hauses. Als Körner 1798 eine Verbesserung seiner amtlichen Stellung erfuhr, und Schiller, der gehofft hatte, Körner werde einmal an der Leipziger Universität eine Anstellung finden, die Befürchtung aussprach, er möchte in der geistigen Öde des Dresdner Lebens, mit „tauben und hohlen Verhältnissen“ sich herumschleppend, zum Philister werden, beruhigte ihn Körner mit den Worten: „Vor dem Anschließen an unbedeutende Menschen laß dir bei mir nicht bange sein. Ich lebe nur im Kreise meiner Familie. Gessler ist der einzige, der mir außerdem hier näher angehört. Zwar fehlt es ihm an Charakter und Geist, aber sein Gefühl macht mir oft Freude.“ Der letzte Satz klingt etwas von oben herab geschrieben; es ist, als ob die Begeisterung, mit der sich Körner zehn Jahre früher an Gessler angeschlossen hatte, etwas kühler geworden wäre. Doch ist zu berücksichtigen, daß Schiller vorher die Fruchtbarkeit seines nunmehr vierjährigen Bundes mit Goethe so scharf betont hatte, daß Körner offenbar etwas betroffen war und das Bedürfnis hatte, durchblicken zu lassen, um wieviel näher er sich doch immer Schiller fühle als Gessler. Es ist das auch das einzigmal, daß Körner in diesem etwas herabgestimmten Tone von dem Freunde schreibt. Im Oktober 1800 berichtet er erfreut: „Gessler ist bei uns und bleibt den Winter hier. Das Lied von der Glocke und der Wallenstein haben sehr auf ihn gewirkt.“ Im August und September 1801 war Schiller mit Frau und Schwägerin nach fünfjähriger Pause wieder auf einige Wochen in Loschwitz und Dresden zu Besuch. Auch von diesem Aufenthalte erzählt Frau von Wolzogen später: „Graf Gessler und

Herr von Schönberg, die treuen, liebenswürdigen Hausfreunde, so gehaltvoll an Geist und Herz, waren Schiller sehr wert." Und Schiller selbst schreibt im April 1802 aus Weimar: „Es thut mir recht leid, daß Graf Gessler seinen Vorsatz, hierher zu kommen, wieder aufgegeben hat. Wir hatten uns alle schon sehr auf ihn gefreut, und würden uns mit ihm der frohen Tage, die wir in Dresden zusammen zugebracht, recht lebhaft erinnern haben.“ Im August 1804 ging Gessler nach Jena, um Schillers Hausarzt, Starke, zu konsultiren. Goethe in Weimar wurde sofort von seiner Anwesenheit benachrichtigt und erwiderte (5. August): „Graf Gessler grüßen Sie aufs beste; wenn mir es möglich ist, komme ich in der nächsten Woche hinüber,“ und als Gessler nach Dresden zurückgekehrt war, sandte Schiller, der selber schwer erkrankte, ihm teilnehmende Grüße und schrieb: „Wir sehnen uns nach guten Nachrichten von ihm.“ Zur Michaelismesse desselben Jahres kam der „Tell“ heraus, der bereits im März auf einige Tage im Manuscript in Dresden gewesen war. Schiller schickte Exemplare nach Dresden, und Körner antwortete (17. Oktober): „Für den Tell sind wir alle sehr dankbar, und er hat uns neuen Genuß gegeben. Vorgestern lasen wir den größten Teil zusammen bei Gessler. Es waren 5 Frauenzimmer und 4 Mannspersonen, Karl mit eingeschlossen. Die Hauptrollen waren vertheilt, und Gessler hatte seinen Ansherrn.“ Die letzte Notiz, die sich in dem Schiller-Körnerschen Briefwechsel über Gessler findet, ist vom April 1805. Gessler hatte diesmal lange geschwankt, ob er in Dresden bleiben oder auf seine Güter gehen sollte. Endlich entschloß er sich zur Abreise. „Es schien ihm schwer zu werden, sich von uns zu trennen — schreibt Körner —, aber er hatte so viel von seiner Reise gesprochen, daß er sich endlich dazu entschließen mußte. Stolbergs, mit denen er in Schlesien lebt, werden jetzt, wie ich höre, nicht einmal dort bleiben, sondern ihre Eltern in Wernigerode besuchen. Gessler verdirbt sich bei allen guten Eigenschaften seinen besseren Lebensgenuß durch eine gewisse Schwäche des Charakters.“ Drei Wochen darauf war Schillers Mund für immer verstummt.

Für die nächsten acht Jahre von Gesslers Leben sind wir auf die wenigen Thatfachen angewiesen, die sich aus seiner Korrespondenz mit Frau von Wolzogen ergeben, welche übrigens bereits 1801 nach Schillers Besuch in Dresden begonnen zu haben scheint. Wenigstens bezieht sich Schiller bereits im April 1802 auf Nachrichten, die Gessler an seine Schwägerin habe gelangen lassen. Zu unsern italienischen Reisebriefen stehen diese Briefe an Frau von Wolzogen freilich in auffälligem Gegensatz. Während dort im allgemeinen eine kräftige, heitere und launige Lebensanschauung waltet, macht sich hier eine resignirte, verbitterte, schwarzseherische Stimmung bald in wehmütigen, bald in ironischen, bald in zornigen Ausbrüchen Luft — die Folge zunehmenden Alters, zunehmender körperlicher Leiden, trüber Lebenserfahrungen, des Gefühls der Vereinsamung und nicht am wenigsten der traurigen politischen Verhältnisse des Vaterlandes. Pazienza ist das Wort, das Gessler sich fast in jedem dieser Briefe

zuruft. Kämen nicht die prächtigen Mittheilungen Arndts aus dem Jahre 1813 hinzu, wir würden unsern Italienreisenden hier kaum wiedererkennen.

Mehr und mehr zog sich Gessler auf seine schlesischen Besitzungen zurück, lebte in Reichenbach und in Neudorf bei Reichenbach, wo er in dem jüngern Grafen Ferdinand von Stolberg Ersatz für den mangelnden Umgang mit den Dresdner Freunden fand. „Stolberg ist schon seit 4 Wochen krank — meldet er am 24. September 1805 Frau von Wolzogen — und macht mir sehr bange. Ich verlasse ihn keinen Augenblick und glaube ihm nöthig und nützlich zu sein.“ Im Juni 1806 treffen wir ihn wieder in Weimar,*) im August 1811 im Reilschen Bad in Halle, das damals dem langjährigen Modebade des sächsischen Adels, Lauchstädt, Konkurrenz zu machen anfang. Mit wahren Galgenhumor schreibt er von dort aus: „Ich bin ziemlich in der Stimmung der Matrosen, die auf einem Schiffe, das sich nicht über dem Wasser halten kann, allen Rum ausaufen, um wenigstens lustig zu sterben . . . Es ist nur noch ein Mensch, das ist Ferdinand Stolberg, übrig geblieben, der mit mir Hand in Hand fortgehen kann, weil wir beide an derselben Krankheit unheilbar leiden. Wir tragen beide dieselbe Kappe, keiner darf den andern einen Narren heißen. Leider fängt er auch an vernünftig zu werden.“ Im folgenden Sommer hielt sich Friedrich Leopold von Stolberg in Neudorf auf und verkehrte viel mit Gessler. In einem Briefe an seine Schwägerin Luise (August 1812) preist er ihn als „einen wahren Freund des Hauses, der viel gesehen, viel erfahren, viel gelesen, vielfältige Kenntnisse, viel Verstand hat und große Anhänglichkeit an einige wenige Freunde.“**)

Im Sommer 1813, als das „diplomatische Feldlager“ der verbündeten Heere in und um Reichenbach in Schlesien aufgeschlagen war, begegnete Freiherr von Stein dem alten Jugendfreunde wieder. Steins Sekretär aber war der damals 44-jährige Arndt. Von Anfang Juli bis nach der Leipziger Schlacht hat Arndt hier ununterbrochen mit Gessler verkehrt, und diesem Zusammenleben verdanken wir die interessanten Aufzeichnungen über Gessler in den beiden schon genannten Memoirenwerken Arndts.

„Mein einziger rechter Freudenbringer — schreibt Arndt — war der Graf Gessler. Dieser edle Mann hatte über ein sehr stürmisches Herz und einen kränklichen Leib, der ihn schrecklich mit Gicht plagte, eine großartige Herrschaft gewonnen. Er verstand die schwerste aller Künste, nach außen hin heiter zu spielen, wenn auch in ihm Gewitterwolken spielten. Er war ein sehr gebildeter, kenntnißreicher Mann, der in der Jugend England und Italien mehrmals gesehen und eine schöne Bibliothek gesammelt hatte. Ein kleiner Mann mit den lebhaftesten Bewegungen, mit einem breiten, von Blatternarben zerissenen Gesicht

*) von Biedermann, Goethe und Dresden, S. 8.

**) Joh. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg II, S. 216.

und feuerblitzenden Augen, leider mit durch Gicht oft zuckenden Zügen; Schallheit und Witz funkelten aus ihm, obgleich er beim ersten Anblick mehr den Eindruck eines häßlichen Mannes machte. Von Natur ungestüm und geschwind, hatte er durch beharrliche Übung die größte Herrschaft über sich gewonnen. Im Gespräch schoß er Pfeil auf Pfeil ab, und wenn er ja einmal scharf getroffen hatte, machte seine große Gutmütigkeit es bald wieder gut. Denn eben diese Gutmütigkeit und eine große Weichheit und Zärtlichkeit des Gemüths zu bedecken oder vielmehr zu verhüllen, geberdete er sich oft wie ein Eisenfresser, besonders wenn er Gutes thun und Wohlthaten erteilen wollte, worin er im stillen unermüdlich war.“

Als des Königs „Aufruf an sein Volk“ ergangen war, wirkte Gessler vor vielen andern redlich bei den Arbeiten mit, durch die es Gneisenau gelang, in wenigen Monaten in Schlesien eine Landwehr von 60 000 Mann auf die Beine zu bringen; durch Rat und That und durch Silber und Gold half er die Landwehr errichten und bewaffnen. Voller Ungeduld schreibt er am 12. März 1813 an Frau von Wolzogen: „Unser Herrgott hat ein halbes Wunder gethan, 400 000 Menschen, die uns in Deutschland aufgefressen hätten, sind auf eine in der Geschichte beispiellose Art von der Erde vertilgt, und drei Monate nachher stehen die Franzosen noch bei Berlin und Frankfurt, Küstrin, Glogau und prahlen. Wir rüsten uns hier, treiben alles junge Volk zusammen, aber anstatt die Streitkraft zu brauchen, die wir haben, sammeln wir immer noch mehr, lassen den Feind sich verstärken, unser Land ausfressen. Die einzigen Kosaken sind in Aktivität. Sie streifen in unserm ganzen Lande herum, haben die versprengten Reste des Neymerschen Corps bis in die Lausitz hinein aufgefangen und führen sich musterhaft auf, weit besser als unsere eigenen Leute in unserm eigenen Lande. . . Ich kann mir nichts Röstlicheres denken, als 30 Jahre und gesund zu sein. Wäre ich das, würde ich Kosak, aber nicht von denen, die ewig die Säbel schleifen, sondern unter denen, die sie brauchen.“ Daß ihn der König zum Generalissimus des schlesischen Landsturms ernannte, war freilich nicht nach seinem Wunsche. Sobald er sein sechzigstes Jahr zurückgelegt hatte — es geschah dies während Arndts Anwesenheit in Reichenbach —, kam er beim Könige mit der Bitte ein, ihn von seiner Oberbefehlshaberstelle wieder zu erlösen. „Was sollte ich — sagte er in der Erinnerung an seinen tapfern Großvater — mit meinen Webergesellen von Reichenbach ausrichten? Diese feingliedrigen Kartoffelfresser würden ihren Feldmarschall bald in die schmachlichste Flucht mit fortreißen. Ich darf solche Stinkblume nicht in den Kranz von Hohenfriedberg flechten.“

Um so eifriger war er während des Sommers als Krankenpfleger und Lazarethwärter thätig. Nach der Schlacht an der Katzbach kamen 18 000 französisch Gefangene durch Reichenbach, die von da weiter nach Oberschlesien geführt wurden. Für die verwundeten Preußen wurden Lazarethe in Reichenbach an-

gelegt. Da war Gessler das Musterbild der Barmherzigkeit. Trotz seiner Gicht war er Tag und Nacht auf dem Platze, besuchte die Verwundeten, tröstete die Kranken und ließ ihnen Braten und Fleischsuppen, Tabak und Bier zutragen. Arndt selbst fuhr mit ihm auf einen seiner nahe gelegenen Pachthöfe, und sie hatten Kälber und Hammel als Trost für die Lazareth bei der Rückfahrt als Reisegefellern neben sich.

Ergötzlich ist, was Arndt über Gesslers damaligen Verkehr mit Stein mitteilt. Wie kein anderer, verstand es Gessler mit Stein zu spielen, wie denn Stein auch keinen andern so mit sich hätte spielen lassen. Stein liebte und achtete ihn sehr; im Gespräch aber mußten sie sich immer mit einander streiten und „fabbeln.“ In dieser Neckerei war Gessler als der Ruhigere und Witzigere meistens der Sieger; wie die Bremse den Löwen in die Schnauze sticht, bis er brüllt, so ergöhte es ihn, den Zorn des Titanen zu erregen, vor dessen Macht und Größe er sich sonst gebühlich verneigte.

An Arndt, der bei dem Grafen in Reichenbach wohnte, fand Gessler bald großes Wohlgefallen. Da es nicht an Muße fehlte, zog er Arndt zu sich heran, sie lebten wie ein paar fleißige Studentenkameraden auf einer guten Hochschule, machten in ihren Gesprächen gleichsam einen *commentarius perpetuus* zu dem, was sich in dem letzten Menschenalter in Europa und im deutschen Vaterlande begeben hatte, lasen griechisch und italienisch zusammen, versuchten sich in schwedischen Sprachübungen — Arndt hatte als Flüchtling in Schweden geliebt und war 1810 zunächst unter falschem Namen als schwedischer Sprachlehrer nach Deutschland zurückgekehrt — und belustigten sich schließlich sogar mit Stosrappieren, die Gessler von seinen jungen Jahren her noch in seinem Zimmer stehen hatte.

In diesem Sommer war es auch, wo Gessler wieder inniger denn je den Dresdner Freunden sich verbunden fühlte. Zwischen die beiden Älten, Körner und Gessler, trat jetzt die blühende Jünglingsgestalt Theodor Körners.*) Schon im August und September 1809 hatte der damalige Student an der Freiburger Bergakademie eine wissenschaftliche Fußreise durch Schlesien unternommen und war beim „Paten“ freundlich aufgenommen worden. Gegen die spätere dichterische Laufbahn und die dichterischen Versuche seines jungen Freundes scheint sich Gessler etwas mißtrauisch verhalten zu haben, so sehr er auch an der Freude der Eltern „über Carlchen, nummehr Theodorchen“ Teil nahm. „Ein besoldeter Theaterdichter ohne Bart — schreibt er am 12. März 1813 an Frau von Wolzogen — ist wohl in den Annalen der Schauspielkunst noch nicht vorgekommen. Kleine Theaterstücke von Körner habe ich gelesen, in denen die Diction recht artig war. Aber ein großes Stück, wie z. B. sein *Prinz*, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Der Beifall, den es in Wien gehabt hat, blendet mich

*) Vergl. über das Folgende Fr. Jonas, Christian Gottfried Körner. Berlin, 1882.

nicht, da es gewissermaßen ein Nationalschauspiel ist und das Publikum durch so manches anspricht, was dem, der kein Ungar und nicht einmal ein Österreicher ist, sehr gleichgültig läßt, zu geschweigen, daß man in Wien von Pasteten besser judiciren kann als vom hohen tragischen Pathos und das Land der Phäaken schwerlich die hohe Schule des Geschmacks ist.“ Zwei Wochen später stand der junge Dichter bei seinem Freikorps in Zobten, um sich einexerzieren zu lassen. „Gessler hab' ich gesehen und gesprochen. Er war sehr heiter und zufrieden mit mir,“ schreibt er an die Eltern nach Dresden. Nochmals finden wir ihn beim „Paten“ in Reichenbach mitte Juli auf der Rückreise von Karlsbad, wohin er gegangen war, um seine im Überfall bei Rixen erhaltene Wunde heilen zu lassen. Hier sah ihn auch Arndt „mit einer fürchterlichen Narbe im Gesicht.“ Am 31. Juli verließ er Reichenbach — am 26. August traf ihn bei Böbbelin die tödtliche Kugel. Als im November die tiefbekümmerten Eltern die traurige Gewißheit vom Tode ihres Sohnes erhielten, reiste Gessler zu ihrem Troste nach Dresden. „Seit etwa sechs Tagen — schreibt er am 12. Dezember an Frau von Wolzogen — bin ich in einem Trauerhause. Körner, der mit edler Fassung das Ärgste, was ihm widerfahren konnte, erträgt, hat um 20 Jahre gealtert. Er empfängt von allen Seiten Beweise von Theilnehmung an seinem Sohne, die seine Wunden wieder aufreißen. Aber keine Klage kommt über seine Lippen. Er sagte mir nur, als wir allein waren, mit einem freundlichen Ton und Gesicht: Es war eine schöne Erscheinung, die nun dahin ist.“ Hierzu fügt Gessler die skeptischen Worte, die zwar in merkwürdigem Gegensatz stehen zu dem, was wir sonst aus jener Zeit über ihn wissen, aber gewiß seine geheimste Herzensmeinung aussprechen: „In meine Nation ist eine Exaltation gefahren, die mir manchmal lächerlich vorkommt. Wir gehen wie ein Volk von Donquixotes für unsere Nationalehre zu Grunde. Von oben herab ist es nicht gekommen, es kam rein aus der Nation. Wie alle die heterogenen Elemente, die sie zusammensetzen, so homogen gestimmt werden konnten, unter den ungünstigsten Umständen, begreife ich nicht. Indessen habe ich es gesehen, wie man ein Mirakel sieht, mit einer Kälte und Ruhe, die ich zu verbergen suchen muß.“

Noch einmal hören wir von Gesslers Freundestreue, als im März 1815 der zweite harte Schlag das Körnersche Haus traf und die im 26. Jahre stehende Tochter Emma nach einer Krankheit von wenigen Tagen plötzlich durch den Tod hinweggerafft wurde. Auch da zog ihn das Unglück der Freunde wieder herbei. Der Brief, in welchem er dies mittheilt, ist der letzte in jener Reihe von Briefen seiner Hand, die in dem „Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen“ veröffentlicht sind. Durch Zufall schließt sich unmittelbar an ihn der Brief an, in welchem Körner 1829 Gesslers eignen Tod meldet. Die alte Freundschaft aber hatte auch die letzten vierzehn Jahre fortgedauert. Auch Körner hätte sagen können, was der alte Arndt noch 1858 Gessler nachrief: „Er ist eine schönste Erinnerung meines Lebens, und wenn sich Geister auf einem andern bessern

Stern wieder begegnen und wiedererkennen können, diesem würde ich mit Inbrunst ans Herz fallen müssen.“

Zum Schlusse noch ein Wort. Es liegt uns fern, den Grafen Gessler über Gebühr erheben zu wollen. Aber keinem, der unsrer einfachen Zusammenstellung gefolgt ist, wird es entgangen sein, wie oft doch seine Gestalt an Goethe erinnert. In seiner Herzensgüte, die hinter äußerer Rauheit sich verschanzt, in der Weichheit und Bestimmbarkeit seines Wesens, die Körner bald schonend als „eine gewisse Stärke des Charakters“, bald weniger schonend als „eine gewisse Schwäche des Charakters“ bezeichnet, in seiner umfassenden Kenntnis der Weltliteratur, die sich noch nach andern Richtungen hin erstreckte, als die mitgeteilten Briefstellen erkennen lassen, in seiner Liebe zur bildenden Kunst wie zu den Naturwissenschaften — überall treten uns Goethische Seiten entgegen. Den stillen Zweifel Gesslers an der Nachhaltigkeit der Vollerhebung von 1813 hat schon Hermann Grimm in seinen „Vorlesungen“ mit Goethes Verhalten während der Befreiungskriege in Parallele gestellt. *) Und wer hätte nicht endlich — um nochmals auf unsre Reisebriefe zu kommen — in dem glücklichen Freiheitsgefühl, das Gesslers römische Briefe atmen, Goethes Jubel über die Erlösung aus den Weimarer Fesseln wiederklingen hören? Wer hätte bei dem Liebesabenteuer Gesslers nicht Faustinas und der „Römischen Elegieen“ gedacht?

*) H. Grimm, Goethe. S. 256. 2. Aufl. S. 450.

* * *



Der Kampf gegen die Fremdwörter.



in im besten Sinne des Wortes zeitgemäßes Buch ist vor wenigen Wochen im Teubnerschen Verlage in Leipzig erschienen. Wir nennen es zeitgemäß, denn es nimmt den Kampf gegen einen alten Feind zur rechten Zeit, in der rechten Weise und mit den rechten Mitteln wieder auf, den Kampf gegen die Fremdwörter. *) Alt und stark ist der Feind, gegen den der Kampf geführt wird. Die erste Blüteperiode unsrer Literatur weist die Spuren ihrer Abhängigkeit von der französischen Poesie auch in der großen Zahl französischer Wörter auf, die die hö-

*) Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter mit besonderer Berücksichtigung der von dem großen Generalstabe, im Postwesen und in der Reichsgesetzgebung angenommenen Verdeutschungen. Mit einer einleitenden Abhandlung über Fremdwörter und Sprachreinigung von Dr. Hermann Dunger. Leipzig, B. G. Teubner, 1882.